

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 47 (1971-1972)
Heft: 2

Artikel: Brief aus Bern
Autor: Kamber, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079935>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Brief aus Bern

Von Werner Kamber

Ein Mädchen aus der Nachbarschaft bittet mich, mit ihm zu spielen; es sei ihm langweilig, so ganz allein. Aber dazu habe ich keine Zeit, denn ich will noch diverse Hausarbeiten erledigen. «Wir haben grosse Wäsche. Jetzt werde ich gleich die trockene Wäsche abnehmen.» — «Ach, lass das doch deine Frau machen», meint das Kleine. Diese Antwort der Fünfjährigen ist (wenn auch unfreiwillig) bezeichnend für die Situation der Frauenarbeit in Bern. Denn berufstätige Frauen sind viel seltener als in Zürich und Basel. Daher ist auch die Trennung zwischen Beruf des Mannes und Beschäftigung der Frau im Haus viel ausgeprägter, eine Zusammenarbeit im Haushalt noch eher ungewohnt.

Bern ist Verwaltungsstadt in einem Agrarkanton geblieben. Eine Halbtagsstelle zu finden kann für Frauen zum dornenvollen Problem werden. Hat es in Zürich Betriebe, die verheirateten Frauen stundenweise Beschäftigung anbieten, um überhaupt noch Personal zu finden, so steht eine solche Regelung bei der Berner Niederlassung der gleichen Firma nicht einmal zur Diskussion. Denn die Personalknappheit ist, verglichen mit andern Schweizer Städten, noch nicht drückend.

Dafür sind es die Steuergesetze. Hat Bern ohnehin schon einen für städtische Verhältnisse aussergewöhnlich hohen Steuertuss, klettert er dann rapid in die Höhe, wenn die Frau auch berufstätig ist. Die Progression schreitet rasch voran. Es fehlt

eben die Industrie, die Steuer-gelder bringt. Denn «nicht Sandoz von Wander, nicht Suchard von Tobler, nicht Nestlé von Ursina, sondern die bernischen werden von ihren mächtigen ausserkantonalen Partnern abgesogen» (Dr. Gerhart Schürch, Finanzdirektor der Stadt Bern).

Was ihm in der Industrie mangelt, macht Bern kulturell wett. Es hat nicht nur ein qualitativ hochstehendes Theater, wie es sich für die Hauptstadt geziemt, sondern daneben viele Klein- und Kleinsttheater. Dazu ist Bern geradezu prädestiniert: Nicht umsonst ist die Berner Altstadt bekannt für ihre Lauben (dass hinter den unverfälschten Fassaden oft moderne Büroräume oder Warenhäuser sich eingenistet haben, ist ein ganz anderes Kapitel). Die meisten dieser Häuser besitzen einen Keller, der (nur) von der Gasse her einen Zugang besitzt, meist durch zwei hölzerne, schräg von der Gasse weg zur Laube hin aufsteigende Türflügel verschlossen.

Einige Kellerräume behielten ihre ursprüngliche Bestimmung bei, andere wurden zu Ladenlokalen umgebaut, und wieder andere eben zu Theatern. Seit letztem Herbst gibt es gar ein Kellerkino. Kultur unter dem Erdboden, aber deswegen keineswegs Subkultur. Viel eher experimentelle Kunst. Im Kellerkino etwa wurde während Tagen der «Kleine Emmentalfilm» des Eisenplastikers Bernhard Luginbühl gezeigt; aber erst nach seiner Ausstrahlung

im Fernsehen geriet er ins Kreuzfeuer der Kritik. Avantgardistische, moderne Stücke überwiegen auch bei den Theatern.

So brachte das «Kleintheater» an der Kramgasse die Schweizer Erstaufführung der Komödie von Horst Fitzthum: «Kinder fallen nach oben».

Die ganz eigene Atmosphäre der Kellertheater bewirkt, dass ein Besuch immer zum Erlebnis wird — nicht nur des Stückes wegen. Es ist so nichts Feierliches dabei, nichts, das einer Aufführung im Stadttheater gleicht: Man steigt von der Kramgasse her (natürlich weder im Smoking noch in seiner guten Kleidung mit Krawatte) einige Treppenstufen hinunter und befindet sich schon im «Foyer» (im Vorkeller), durchschreitet einen gewölbten Torbogen — und da ist auch schon das Theater: genau 11 Bankreihen zu je sieben Plätzen, dahinter noch einige Stühle als Logensitze, vom übrigen Zuschauerraum durch ein Mäuerchen getrennt. An den weissen Kellerwänden hängen ein paar Scheinwerfer, vorne neben der Bühne steht in der linken Ecke ein Teil des Decors, das auf der Bühne keinen Platz mehr gefunden hat. Dann die Bühne selbst — so gross, dass sie zwei Schauspielern bequem Platz bietet (mehr hat das Stück ja nicht). Eine Massenszene oder ein Opernchor wären da gar nicht möglich.

Selbst im Hochsommer war es da unten kühler als in Räumen mit Aircondition. Wir vermein-

Aetherwellen

TV-Jugendsendungen —
einst umstritten, heute integriert

Von Heinz Wartenweiler

ten, die Kühle, die Feuchtigkeit des früheren Kellers noch zu spüren. In der Pause und am Ende des Stücks fällt der Vorhang zwar — aber im Saal wird's dunkler, nicht hell. Erst nach langen Augenblicken der Ungewissheit (niemand weiß genau, ob er applaudieren soll oder nicht, weil auf der Bühne vorn alles ruhig bleibt), macht irgendjemand Licht und öffnet die Tür, um uns hinauszulassen. Vermutlich spielt einer der beiden Darsteller noch Portier.

Das Stück wurde, infolge der erfreulichen Besucherzahl, länger als vorgesehen gegeben. Elf Zuschauer bei einer Aufführung am Freitagabend während der Prolongation — in welcher andern Schweizer Stadt wäre das möglich?

Sekundarschulzeit: Es war kurz vor den Nationalratswahlen im Jahre 1963. Das Schweizer Fernsehen hatte — wie auch 1971 — eine Schulfernsehsendung aufs Programm gesetzt, welche die Art und Weise der Wahl unserer Volksvertreter zum Inhalt hatte. Schon Wochen vorher bereitete uns unser Deutschlehrer auf diese ausdrücklich als Versuch bezeichnete Ausstrahlung vor. Er betonte dabei jedesmal, dass wir diese Sendung nur ansehen dürfen, wenn sie «gut» sei. Andernfalls würde schon nach den ersten Minuten abgeschaltet. Nun, unser Lehrer versicherte sich zuerst persönlich über die Güte der Sendung, und in einem nahe dem Schulhaus gelegenen Restaurant durften wir dann das weitere verfolgen — ein eigener Apparat stand damals noch längst nicht jeder Schule zur Verfügung.

Warum ich diese kleine Episode hier erzähle? Sie scheint mir typisch dafür, wie Pädagogen und Eltern zu Beginn der sechziger Jahre, als das Schweizer Fernsehen die ersten Jugendsendungen produzierte, diesen gegenüberstanden: kritisch und abwartend.

In dieser Hinsicht hat sich manches geändert. Mit Erfolg versuchte das Schweizer Fernsehen frei von ausländischen Klischee-Sendungen eigene Jugendsendungen zu produzieren. Aus den recht einfachen und anspruchslosen Sendungen der Erstzeit des Schaffens für Kinder und Jugendliche sind Jugendstunden mit hohem Niveau entstanden. Dazu trugen nicht nur zahlreiche Neukonzeptionen sondern vor allem die Abstufung zwischen Kinderstunde und Jugend-TV-Sendung in der Sendezeit, die straffe Gliederung nach Altersgruppen, die Produktion anspruchsvoller Sendungen und die Bildung eines Resorts Jugend beim Schweizer Fern-

sehen bei. Mit einer Ausnahme sendet heute das Schweizer Fernsehen während 40 Minuten pro Woche für alle Altersgruppen, nämlich für Kinder bis 7 Jahren, für Jugendliche von 8 bis 12 Jahren und für Jugendliche von 12 bis 16 Jahren. Wöchentliche Schulfernsehsendungen (ab 1968) bilden zudem im Schulprogramm zahlreicher Schulen einen festen Bestandteil.

Einzig für junge Erwachsene von 16 bis 25 Jahren produziert das Schweizer Fernsehen noch keine speziellen Sendungen. Ab kommendem Jahr soll aber auch diese Lücke geschlossen werden. Das Thema der Pilotsendung (so wird von den Fernsehleuten die erste Sendung einer neuen Folge bezeichnet) ist bereits bestimmt: «Ruhe / Unruhe». Diese Sendung, von jungen Erwachsenen produziert, will die Frage prüfen, inwieweit eine ruhige Jugend überhaupt wünschenswert sei.

Nicht nur die Sendungen des Schweizer Fernsehens für die Jugend haben eine Wandlung durchgemacht. Auch bei Lehrern und Eltern ist heute immer mehr die Bereitschaft anzutreffen, dem Kind und Jugendlichen das Ansehen einer geeigneten Fernsehsendung zu ermöglichen. Man zählt dabei entweder auf das Werturteil des jungen Menschen oder geht mit ihm zusammen kritisch und konstruktiv den Inhalt einer Jugendsendung durch. So wird der einzelne Jugendliche dem Fernsehen zugeführt, wenn vielleicht oft unbewusst. Darin ist eigentlich nur Positives zu sehen, wenn das Zuführen nicht masslos, und vor allem, wenn es kritisch geschieht, so dass die Buben und Mädchen bald selber Gutes und Schlechtes zu unterscheiden beginnen — wobei ihre Kriterien bis zum 16. Altersjahr manche Wandlung durchmachen.



70.127.1.1.d